Mit Poesie Politik machen

Kein Kulturgut schätzt man in Iran höher als die Versdichtungen der alten Meister. Sie sind auch für einen Auftritt vor der Uno gut

MARIAN BREHMER

Eine Rede vor der alljährlichen Uno-Vollversammlung hat in der Regel wenig Poetisches an sich. Staatschefs wetteifern darum, ihr Land im bestmöglichen Licht zu repräsentieren. Nicht selten ist das verknüpft mit groben Angriffen auf den jeweiligen Lieblingsfeind. Manchmal gibt es auch Showeinlagen, Muammar Ghadhafi war Meister darin.

In diesem Jahr tat sich der amerikanische Präsident Donald Trump in New York in zuverlässiger Manier als Polterer hervor, als er Iran als «korrupte Diktatur unter dem falschen Deckmantel einer Demokratie» bezeichnete, deren einzige Exportprodukte «Gewalt, Blutvergiessen und Chaos» seien. Und wie reagierte Irans Staatspräsident Hassan Rohani einen Tag später? Mit Dichtersprache. In der ersten Hälfte seiner Rede vor der Uno-Vollversammlung versuchte sich Rohani am Reimen. Dabei diente ihm das persische Wort für «Mässigung», *etedal*, als wiederkehrendes und einprägsames Reimwort.

Rohanis Verse besassen zwar bei weitem nicht die Eleganz der mittelalterlichen persischen Lyrik, sollten aber zumindest im Äusseren an die persische Dichtkunst erinnern. Anspielungen auf die klassische Dichtung, die durch grosse Lyriker wie Hafis oder Rumi personifiziert wird – das kommt bei Iranern, die wichtige Reden ihrer Politiker im Ausland gern mitverfolgen, gut an.

Das Grab des Lyrikers Hafis in Schiras zieht jedes Jahr Tausende von Besuchern an. Auch seine Dichtung erfreut sich in Iran grosser Popularität. AMIR ZOLFAGHARY

Kultur contra Kulturlosigkeit

Obgleich sprachliche Finessen in der Übersetzung erfahrungsgemäss als Erstes verloren gehen, fiel der Kontrast zwischen Rohanis Poesie-Einlage und Trumps Tiraden auch ausländischen Kommentatoren sogleich auf. Zwar liess sich Rohani dann einige Minuten später auch mit handfesten Worten über Trumps politischen Dilettantismus aus, seine Rede sollte aber vor allem ein Signal senden: Iran schimpft nicht einfach nur zurück, sondern antwortet mit seiner Kultur auf die Kulturlosigkeit. Persische Eleganz auf amerikanische Grobschlächtigkeit?

In einer Nation, wo kulturelle Identität zu grossen Teilen auf dem literarischen Erbe basiert, lässt sich diese Botschaft nicht besser aussenden als im Versmass. Dichtung ist in Iran mehr als nur eine antiquierte Ziersprache, sie ist eine eigenständige Form der Alltagskommunikation. Iraner denken in Gedichten. Sie zitieren ihre Dichter, wo sie nur können, und halten sie in so hohen Ehren wie kein anderes Volk.

Daher sollte es nicht verwundern, wenn ein sonst genervter Taxifahrer im Teheraner Stau aus Langeweile plötzlich eine Rumi-Hymne anstimmt oder graue Hauswände in der iranischen Hauptstadt mit den bunten Kalligrafien beliebter Verse verziert werden. Die Mausoleen besonders populärer Dichter verzeichnen konstant hohe Besucherzahlen, und jeder Haushalt besitzt zumindest eine Ausgabe von Hafis' Gedichtsammlung.

Doppelrolle der Dichtung

Persiens Stärke im Dichten pries schon Goethe, als er in seinem «West-Östlichen Diwan» ausrief: «Und mag die ganze Welt versinken, / Hafis mit dir, mit dir allein / will ich wetteifern». Die persisch-poetische Soft Power, von der Goethe damals sang, rückte Rohani dann auch ins Zentrum seiner New Yorker Rede. Unter Anspielungen auf die Vorwürfe, die immer wieder gegen sein Land erhoben werden, behauptete der iranische Präsident vor der Uno, dass «wir die Welt schon mit Hafis eingenommen haben, weshalb wir keine neuen Eroberungen brauchen». In Nordamerika, so Rohani, sei der Einfluss von persischer Kultur ohnehin schon längst angekommen.

Damit hat er recht: Rumi ist der meistgelesene Dichter auf den US-Bestsellerlisten. Sicher ist aber auch, dass Rohanis Selbstdarstellung als Botschafter einer friedenbringenden und feinsinnigen Kultur bestens inszeniert ist, um die Rolle des Weltschurken abzuschütteln, in die sich Iran von den USA gedrängt sieht. Der Fokus auf Dichtung ist dabei eine nützliche Strategie zur Ablenkung von Irans Rolle im Machtpoker des Mittleren Ostens.

Die Verquickung von Poesie und Politik hat im Land eine lange Tradition. Durch die Jahrhunderte wussten Regierungen von jener kulturellen Ausdrucksform Gebrauch zu machen, die wie keine andere von ihren Bürgern geschätzt wird. Gleichzeitig fungierte Dichtung immer wieder als Sprachrohr des Volkes. Mitunter konnte sie den Regenten auch gefährlich werden. Während sich im Mittelalter Potentaten von gut bezahlten Poeten mit ausgetüftelten Lobgedichten preisen liessen, waren Dichter in der iranischen Neuzeit häufig die Verkünder revolutionärer Ideen. Irans konstitutionelle Revolution von 1906, die zur Gründung des ersten demokratischen Parlaments in der Kadscharen-Monarchie führte, wurde durch politische Dichtung angefeuert. Lyriker forderten damals einen Umbruch und neue Formen der Herrschaft.

Khomeinys Faible für Mystik

Jahrzehnte später benutzte Irans letzter Schah Dichtung zur Verherrlichung der persischen Nationalkultur, organisierte literarische Konferenzen, renovierte Gräber von Dichtern und liess dabei sich selbst feiern. Selbst Ayatollah Khomeiny, der im Westen als finsterer Wegbereiter des politischen Islam gesehen wird, verfasste eigene Gedichte. Der Revolutionsführer, der sich auch für islamische Mystik interessiert haben soll, hatte ein besonderes Faible für die komplexe Symbolik der Sufi-Dichtung. So kommt es, dass manche seiner Gedichte Metaphern enthalten, die für einen islamischen Geistlichen erstaunlich gewagt scheinen – etwa «Wein» und «Weinschenke», die im sufistischen Kontext spirituelle Konnotationen besitzen.

Doch dieser Eindruck sollte nicht täuschen. Als Khomeinys Nachfolger, Revolutionsführer Ali Khamenei, vor zwei Jahren zu einer Versammlung von Dichtern sprach, warnte er vor Gedichten, die dem Geist der revolutionären Ideologie widersprächen. Was den Zensoren der Islamischen Republik nicht passt, muss in Iran in den publizistischen Untergrund wandern. Auch die Dichtung ist da keine Ausnahme.

So waren etwa die Gedichte der avantgardistischen Dichterin Forugh Farrokhzad, die mit ihrem Lebens- und Schreibstil zu einer Ikone für die Frauenbewegung in Iran wurde, zehn Jahre lang verboten. Heute erscheinen ihre Texte nur noch stark zensiert.

Kritik an frommen Heuchlern

Die alten Meister der persischen Dichtung haben da mehr Glück: Poeten wie Rumi und Hafis gelten als unantastbar, auch wenn sich aus vielen ihrer Gedichte durchaus eine moderne Regimekritik ableiten lässt. Wenn etwa Hafis mit ausgefeilten Metaphern religiösen Eifer und politischen Missbrauch anprangert, nimmt er kein Blatt vor den Mund. Geradezu beissend kommt seine Kritik manchmal daher, vor allem wenn es um die fromme Heuchelei der Prediger und Schriftgelehrten seiner Zeit geht. So müsste er sich heute gehörig im Grabe umdrehen, wenn er wüsste, wie sich Politiker seine Gedichte zu eigen machen.

Auch aus anderen Werken der klassischen Dichtung lassen sich Argumente für die aussenpolitische Stärke Irans ziehen. Während der langwierigen Verhandlungen um das Atomabkommen zitierte der iranische Aussenminister und Chefunterhändler Javad Zarif in seinen Ansprachen gern den persischen Nationalepiker Firdausi, dessen Sprache besonders staatstragend ist.

Sollte der hart erkämpfte Atom-Deal mit Iran von Trump nun wieder ausgehebelt werden, dürften das Land neu aufgelegte Wirtschaftssanktionen treffen, unter denen vor allem die Bevölkerung leiden wird. Gegen diese Sanktionen lässt sich mit Poesie wenig ausrichten – es sei denn, man setze sich, wie Hafis, mit zwei knappen Zeilen über die Dinge dieser Welt hinweg. In einer Ghasele aus seinem Diwan schreibt er: «Die Welt und ihre Angelegenheit sind allesamt nichts und nichtig. / Tausendfach habe ich diesen Punkt schon erforscht.»

STICHWORT

«Zentrum»

KLAUS BARTELS

Der Wegweiser, der von der Peripherie einer Grossstadt zum «Zentrum» weist, spricht die Fachsprache des Euklid. Sein klassisches Lehrbuch der Geometrie beginnt mit einer Reihe von Definitionen; die fünfzehnte lautet: «Ein Kreis ist die von einer Linie, die Peripherie genannt wird, eingeschlossene Figur, in der alle von einem einzigen Punkt zu dieser Peripherie gezogenen Geraden einander gleich sind.» Und die folgende definiert: «Dieser Punkt wird kéntron des Kreises genannt.» Derart geometrisch betrachtet wird der Stadtrand zur «Peripherie» und die Stadtmitte zum «Zentrum», und seit jüngstem heisst die mittendurch führende S-Bahn «Durchmesserlinie».

Das griechische kéntron ist nicht immer eine «Mitte» gewesen. Das Wort erscheint zum ersten Mal in Homers «Ilias» in den Leichenspielen für Patroklos, und dort in seiner eigentlichen Bedeutung eines anspornenden «Stachels»: Ein Gott hat dem königlichen Wagenlenker Diomedes die Geissel aus der Hand geschlagen, und sein Gespann, nun «ohne Stachel laufend», fällt im Rennen zurück.

Der Stachel des Eros

Herodot gebraucht das Wort für ein Folterinstrument, Sophokles für den Dorn der Spange, mit dem Ödipus sich die Augen aussticht; Platon spricht mit dem Wort einmal drastisch bildhaft von den «Stacheln und Schmerzen des Eros». In der Tierwelt bezeichnet dieses kéntron danach einen Hahnensporn, den Stachel einer Biene, einer Wespe oder eines Skorpions und einmal auch die Stacheln eines Stachelschweins.

Als Erste und erst ganz vereinzelt haben Platon und Aristoteles dieses kéntron auf die Spitze eines Kreisels, auf den Stachel eines Zirkels und damit auf den Mittelpunkt, den «Stachelpunkt», eines Kreises oder einer Kugel übertragen. Bald danach, im 3. Jahrhundert v. Chr., sind das kéntron und mit ihm die periphéreia, die «ringsherum getragene» oder gezogene «Peripherie», und der diámetros, der «Durchmesser», durch die Euklidischen «Elemente» zu gängigen Fachbegriffen geworden. Und noch im gleichen 3. Jahrhundert v. Chr. hat der ingeniöse Archimedes in seiner Schrift «Über das Gleichgewicht . . .» als Erster von einem «Zentrum der Schwere», entsprechend unserem «Schwerpunkt», gesprochen.

Einzig in dieser fachsprachlichen geometrischen und physikalischen Bedeutung ist das griechische kéntron durch Vitruvs «Lehrbuch der Architektur» ins Lateinische übergegangen. Von der eigentlichen Bedeutung eines verletzenden oder anspornenden Stachels hängt dem nun mit «c» geschriebenen, seit der Spätantike mit «z» gesprochenen centrum nichts mehr an. Erst in der frühen Neuzeit ist dieses centrum dann wieder zu einem Stachel und Ansporn der Wissenschaft geworden. Dann nämlich, als Kopernikus das Ptolemäische geozentrische Weltbild infrage stellt und erklärt, es sei «durchaus nicht leichtfertig, wenn einer bezüglich des Zentrums der Welt in Zweifel gerate: ob dies das Zentrum der irdischen Schwere sei oder vielleicht auch ein anderes . . .»

Über alle Stadtzentren hinaus gibt es heute vielhunderterlei «Zentralen» und «Zentren», in allen Ländern und allen Sprachen und für alles, was nur irgend Mitte und Umkreis haben kann. Über vier Spalten hinweg verzeichnet das Zürcher Telefonbuch unter «Z» mehr als eine halbe Hundertschaft solcher «Mittelpunkte».

Der Ansporn des Wissens

Angeführt wird die Reihe, würdig genug, von der Zentralbibliothek Zürich, die in diesem Jahr ihr hundertjähriges Bestehen feiert, und dies unter dem Motto: «Wissen im Zentrum». Zentralen über Zentralen, Zentren über Zentren – aber der Zirkelschlag dieser Wortgeschichte will es, dass ausgerechnet jener Euklidische Kreis-«Stachelpunkt», der all diesen Zentren den Namen gegeben hat, heute nicht mehr Zentrum, sondern Mittelpunkt genannt wird – und dass dieser «Punkt», lateinisch punctum, doch wiederum ein «Eingestochener» ist.